

Wilhelm Kunze



Der Tod des Dietrich Grabbe
(Novelle)

Das Salz der Erde
(Roman)



Igel Verlag *Literatur*

Hans Kunze (gestorben 1989),
meinem ehemaligen Direktor und Freund,
der sich zeitlebens für das Werk seines Bruders einsetzte,
in Verehrung und Dankbarkeit gewidmet.

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in *Der Deutschen Nationalbibliografie*; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Covergestaltung unter Verwendung des Gemäldes
„Hügel und Bruchacker bei Dresden“
von Caspar David Friedrich.

© bpk, Berlin, 2008, Elke Walford, Hamburger Kunsthalle

Wilhelm Kunze:

Der Tod des Dietrich Grabbe / Das Salz der Erde

1. Auflage 2008

ISBN 978-3-86815-635-5

© Igel Verlag GmbH, Hamburg, 2013 (www.igelverlag.com)

Alle Rechte vorbehalten.

Herstellung: Hohnholt Reprografischer Betrieb GmbH,

Bremen (www.hohnholt.com)

Der Tod des Dietrich Grabbe

Novelle



Copyright 1924 by Oskar Wöhrle Konstanz

Einem untergehenden Volk

Was ich noch höre? Höhngelächter!
Und wenn ihr tanzt, des Satans Melodie.
Ihr tanzt zu Grabe tönende Geschlechter;
vor euch ist jeder Bettler ein Gerechter, –
euch kommt das Ende noch zu früh?

Unwissende, gleich lieben Kindern
der Stunde und dem Augenblick vertraut, –
ist euer Gott ein Sünder unter Sündern,
ist er das Kleinod unter blinden Findern,
ist er der Atem, der euch auferbaut?

Ihr fragt nicht mehr. O störende Versteinte,
wie geht da Gott an euch vorbei –.
Verlorne ihr, verlaufene Gemeinde,
um die der Hirt eins bittre Tränen weinte,
nun gibt er schmerzlich euer Schicksal frei.

Was ich noch höre? Hohngelächter!
Und wenn ihr tanzt, des Satans Melodie.
Ihr tanzt zu Grabe tönende Geschlechter;
vor euch ist jeder Bettler ein Gerechter, –
euch kommt das Ende noch zu früh?

Vorbemerkung

Daß man den Dietrich Grabbe eines morgens tot in den Armen eines jungen, berauschten Mädchens gefunden und liegend unter dem Zeichen desjenigen heidnischen Gottes, den man im allgemeinen als den der Freude, der freudigen Opferung und Luft anzusehen gewohnt war, – das gab wie immer bei solchen Geschehnissen in den dafür vorhandenen Kreisen zu nicht wenigen moralischen Gesprächen und Reden Anlaß. Und das um so mehr, als man in dem toten Dichter von je den Kontrast der eigenen üblichen, wie man fälschlich sagte, christlichen Moral sah und ihn als einen überaus freigerichteten und ungezwungenen Menschen kannte. Wenn man auch aus seinem persönlichen Leben wenig Tatsächliches erfuhr, so entnahm man doch seinen Dichtungen – welche übrigens gerade zur Zeit seines Todes überraschend berühmt zu werden anfangen – und seinen gelegentlichen Gesprächen, daß seine Lebensweise weit unter dem sittlichen und geordneten Wandel eines Durchschnittsbürgers stehe. Durch die seltsamen Verhältnisse seines Todes wurde diese Meinung natürlich nur bestätigt, und es nahmen dadurch auch die seit Jahren verstreuten Gerüchte über den Dichter aufs neue einen Aufschwung; man wußte plötzlich eine wahre Fülle von Geschehnissen, Meinungen und Absichten aus dem Leben des Toten zu erzählen. Und wenn es wahr wäre, was wirklich ein paar Menschen auf diesem Erdball glauben sollen, daß die Menschen schlechthin nie (und wenn sie die größte Unwahrheit sagten) lügen, so müßte Grabbe ein Verbrecher und ein Heiliger, Gott und Teufel in einer Person gewesen sein.

Man hat, wie gesagt, gerade um die Zeit seines Todes, in seinen Dichtungen eine wahre Fundgrube sprühenden und feurigen Lebens entdeckt und begonnen, zwar erst mit einigem inneren Widerstreben, das aber allmählich in ein aufleuchtendes Begehren und Hingeben sich verwandelte, nach diesen Dichtungen zu greifen. Seltsamerweise waren es nun gerade diejenigen Kreise, denen man es

ihrer gewohnten Moral wegen nicht zugemutet hätte, die aber, wie man aus zahlreichen in den letzten Tagen an Grabbe gerichteten Briefen ersieht, beinahe begeistert und erhaben zu ihm und von ihm sprachen. Es ist natürlich und deshalb nicht eigens zu erwähnen, daß es außerdem vor allem die Jugend dieses Jahrzehnts war, welche in Grabbe etwas Außerordentliches und durchaus Einzigartiges sah. Auch dafür sind noch manche Briefe erst nach jenem seltsamen Morgen aufgefunden worden.

Grabbe hatte ein eigenes Mittel, sich, wie er sagte, „dem Leben nahe“ zu bringen. Davon wird in diesen Blättern zu reden sein. Das Gerücht über dieses „Mittel“, welches nach jener für die Öffentlichkeit sehr unterhaltsamen Episode seines Todes ganz besonders kursierte, mag zwar in mehr als einer Beziehung übertrieben sein; aber man darf schon glauben, daß in allen den Legenden und Erzählungen, aus denen das Publikum, besonders jenes Ortes, in dem Grabbe zu dieser Zeit weilte, sich für Wochen und vielleicht Monate Nahrung für seine Zeitungen, Kaffees und Gesellschaften holte, manches Wahre steckt, obwohl es freilich gerade das Publikum nicht darin zu spüren vermochte. Die christliche Menschlichkeit hätte sich wohl verboten, daß der Tote auf ihrem Friedhof bestattet würde, wenn nicht glücklicherweise plötzlich die Leiche verschwunden gewesen wäre. Man sagt, jenes Mädchen habe sie in Verwahrung bringen lassen. Freilich widerspricht sich darin die Öffentlichkeit selber, denn einige wußten zu berichten, auch jenes Mädchen – Hannah war ihr Name – sei am selben Tag noch in den Tod gegangen. Man hat indes keine Gewißheit hierüber; ebenso wenig wie über den Verbleib der Leiche des Dichters; und was aus den nachgelassenen Papieren bekannt ist, ist wohl verhältnismäßig wenig und auch sehr unsicher, da sich Grabbe mehrfach und in ganz verschiedener und oft grotesker Weise über seinen Tod und ähnliche Dinge ausgesprochen hat.

I.

Als sich Grabbe aus der glühenden Hitze vom hohen Gras erhob, war es eines Mittags im Juli. Drüber stand schwarz der bewaldete Berg, an dessen Fuß mitten im Grün wohlthuender schattiger Bäume das Städtchen Grimma ruhte; brennend leuchtend stach das Gelb der Häuser, das schwarzblaue Schieferdach vom satten durchdrungenen Grün der Bäume ab. Der fast grotesk erscheinende Kirchturm langte mit wankelmütigem Versuch in den strahlend blauen Julihimmel und verschwand fast gänzlich unter dem enthusiastischen Aufglänzen der heißen, glühenden Sonne. Über der weiten, wundervoll farbigen Gegend, durch die sich Gruppen von Wäldern mit Äckern und Wiesen abwechselnd zogen, stand die Luft siedend und flimmernd still; man mußte die Augen schließen, wollte man nicht unerträgliche Schmerzen in ihnen spüren. Der Wind spielte nur in kurzen Pausen mit den Blättern der Bäume und den Ähren des Korns, aber kaum, daß er sie berührte, er fuhr nur wie eine leise liebevolle Hand drüber hin, als wolle er nicht wehe tun und Schmerz bereiten. Das Korn war noch nicht reif; es reckte die Ähren noch hell in die Höhe, es war noch nicht trocken, obwohl es in der Hitze nicht selten knisterte und für die Sonne ein prächtiges Feld des Leuchtens bot, in dem der feuerrote Mohn und die tiefblaue Kornblume sich auf dem fast weißen spröden Sandboden lebendig ausnahmen.

Als Grabbe sich aus der heißen Sonne erhob, schüttelte er den Kopf heftig und tat mächtige Sprünge; überm Berg stand ein Gewitter in schwarzen, harten Wolken.

Grabbe dehnte sich. Ein Gewitter! Es war Zeit, in der Tat, hohe Zeit. Er nährte sich eine Weile von dem Gedanken an das bevorstehende Wetter und trat indessen aus der Wiese heraus auf die schnurgerade, wohlgebaute Landstraße.

Die lief zwischen stumpfen Bäumen weit hinaus in die Ferne, wo sie am Ende um einen Hügel herum verschwand. Und sie sah weiß aus in der glutenden Sonne. Weiß und staubtrocken; so daß der leiseste Wind sie in Wirbel und Schmutz getaucht hätte und die Alleebäume, die so geduldigen, mit. Grabbe schwang den Stecken,

drehte sich fernwärts und begann, mit weiten durstigen Augen dabei um sich und in die trockene heiße und bunte Pracht und Fülle schauend, zu wandern.

Wie sich das schreibt: wandern! Wie abgebraucht, wie pathetisch das Wort geworden ist! Schon sagt jeder Sonntagsjäger von seinem Ausflug, daß er „gewandert“ sei; jeder gutmütige, dumme und stolze Großstädter nennt seine Flucht in die Natur am Sonntagmorgen – auf den Buchenbühl oder an den Mühlenweiher – „Wanderung“. Nein – und es waren durchaus Grabbes eigene Gedanken – lieber den Stecken hinschmeißen in den Graben und auf den Händen im Dreck kriechen, nur damit man nicht sagt, auch ich „wandere“ ...!

Aber der Seltsame ging unerregt seines Weges. Langsam, tänzelnd fast und fast ganz an die heiße Luft verloren. Am liebsten hätte er das längst offene Hemd gänzlich abgetan, den Hut hatte er gleich in irgendein Gesträuch geworfen, wo er ihn auf dem Rückweg wieder holen konnte, so hing das schwarze Haar, feucht und fett wie es war, in die Stirne, er ließ es und ließ auch die Sonne auf sich niederprasseln wie sie mochte; er wich nicht aus, er ging nicht im Schatten.

Am Ende der Chaussee, auf dem Hügel, stand ein niederes Haus; das Haus Peters des Niederträchtigen. Dieser war ein Freund Grabbes und war Musiker und zugleich, zu bestimmten Zeiten und Launen wenigstens, Vagabund. Wie ja auch Grabbe. Grabbe nannte sich selber im ernsthaften Scherze oft einen ganz gottlosen Vagabunden, aber Peter – oder: Petrus, wie er sagte, denn das klänge heidnischer (Petrus sei ja der erste heidnische Christ unter den Jüngern gewesen, nach ihm käme gleich Johannes), Peter nannte er den Niederträchtigen. In manchen gefährlichen Spielen der Phantasie riß Grabbe den Freund auf den Flügeln seiner elementaren Bildergewalt und unter der Wucht seiner ekstatischen Redeweise in Träume mit hinein, aus denen beide sie dann wie aus dem Tode erwachten; da waren es Dinge gewesen, die aus unerhörten Riten und Religionen zusammengesetzt einer Zeit anzugehören schienen,

die ewig war, weil sie nie und nirgends, aber doch immer und überall vorhanden und tatsächlich da war. Da war es eine Orgie der Götter und Heiligen gewesen oder ein knatterndes Opferfeuer aus dem heidnischen Rom. Da war es das Verenden eines Unmenschen wie Abel gewesen oder die Geburt eines anderen: Kain. Da war es Eva gewesen, die sie in ihren Träumen geschaut hatten und unter deren Füßen einem schlafenden Tiger gleich: Adam. So und noch anders und unerhört waren Grabbes Träume, in die sich der andere mit hineingerissen fühlte. Und dann, wenn sie beide wieder erwacht waren und sich elend und trüb spürten und wie mit Ketten von Eisen an allen Sinnen gefesselt, wenn sie beide plötzlich wie fremd und in allen Gliedern entspannt nebeneinandersaßen, die Köpfe hängen ließen und die Hände zwischen die Knie schoben – dann sprang Petrus, der Fels, auf und griff zur Geige. Und spielte. Er begann nicht zart und wehmütig; er begann hart, scharf, schrill; spielte in Ekstasen und Schrecknissen, und auf einmal wieder wie die singende Stimme eines schuldlosen Kindes, das an einem Bach traumverloren hingehet und Blumen pflückt: Vergißmeinnicht und schweren, satten, gelben Hahnenfuß.

Und vor allem: er spielte sich, immer wieder nur sich in tausend Metamorphosen und Auffassungen; als Bettler, zerkümmert und heimatlos mit wehmüder Seele über die Straßen waltend; als Fürst in prunkenden Gemächern scherzend, zwischen roten, heißen Lippen blühend schöner Frauen zweifelnd; als Geliebter, als Dieb, als Verbrecher, als Mörder, als Cäsar triumphierend und lächelnd und erdolcht, – er, immer nur er selber war es, der über die Saiten strich und durch die Töne lief und hier vor Luft kreischte und dort vor Leid schrie; bis er endete mit einer hastigen, raschen und nervenzerreißenden Dissonanz.

Dann war Grabbe aufgestanden und vor das offene Fenster gegangen und sah nun hinaus und riß die Augen auf, als sei alles, alles rein nur für seinen Durst. Der brannte in ihm und zerrte und biß und war nicht zu stillen. Einfach nicht.

Es war jeder Sommer so hingegangen. Im Beginn fing der rasende Durst an, die Welt, die heiÙe, glühende, vor Schönheit und Luft schreiende Welt an sich zu reiÙen, in ihr unterzugehen oder sie auszuschöpfen; es begann das Leben der Wälder und Äcker, der Wiesen und LandstraÙen; Tag und Nacht waren erfüllt von dem ruhlosen Drang und warmen Begehren. Und es ging hin, immer gleich und niemals anders: der Durst ließ nach, wie die Sonne ferner und kühler, die Wälder müder und die Erde öder wurde. Und doch war dann der Herbst die wundersamste und einzig rastlose Zeit, in der Grabbe lebte, was er eigentlich war und dem er eigentlich gehörte: ein heidenfrohes Zigeunertum. –

Am Ende der Chaussee, auf dem Hügel, steht ein niederes Haus; das Haus Peters des Niederträchtigen. Jetzt stand Grabbe davor. Er besann sich nicht lange, weil er gar nicht die Absicht hatte, wie andere durch die Türe einzutreten, sondern er ging um das Haus herum, vielleicht ahnend oder wissend, daß so mehr, weitaus mehr Sinn und Fabel in diesem Fleck Erde, und den Menschen auf ihm, lag. Und er hatte sich nicht geirrt; so auf einem Baumstumpf sitzend und in einiger Entfernung am Waldrand in die große luftige Stille mit aller Sorge und Einfalt lauschend, vernahm er auf einmal den leisen, zarten Anfang eines Liedes, das niemand anders als die zierliche, feingliedrige Schwester des Freundes zu singen wagen konnte. Grabbe schloß die Augen. Dann, als die Stimme laut und deutlich gesungen hatte und schon verklungen war, schmiß er den Stecken hoch in die flimmernde Luft, stieß einen Schrei aus und sprang mit ein paar Sätzen kurzweg über den Zaun, kletterte zum Fenster auf und betrat auf diesem nie anderen und ungewöhnlichen Weg die Gemächer Peters des Niederträchtigen.

Später als es Nacht war und die Sterne hoch in wundersamer Klarheit standen, als das Gewitter längst mit ungemeiner Heftigkeit und Energie über der Gegend niedergegangen war, schritt Grabbe, diesmal durch die Türe das Haus verlassend, in die frische, aufat-

mende Herrlichkeit hinaus. Es roch nach Heu; nach feuchtem Holz, nach Wald und nach Getreide.

Und einsam und im hohen Mondlicht bleich leuchtend schob sich die Landstraße durch die feuchtatmende satte Gegend.

Grabbe ging nicht nach Hause; wozu auch? Er lief eine Weile stadtwärts, blieb stehen, wandte sich nach rechts und verlor sich im Wald. Verlor sich in der Tat, denn er hatte alles andere als Gedanken über seine Persönlichkeit im Kopf. Plötzlich blieb er stehen, lehnte sich, vorsichtig und ernüchert um sich blickend, an eine Buche und lauschte. Lose, tänzelnde Töne einer Geige krochen, hie und da aufleuchtend, durch das Gesträuch, verschlangen sich, blieben haften in den Zweigen und gingen wieder unter im Rausch des Windes. Grabbe tastete auf den Zehen vorwärts, bloß um keinen Laut zu erregen, bloß um nichts von den verzauberten Klängen zu verlieren. Er tastete dem Klingen näher, bis aus den Splittern Stücke, aus den Stücken Fetzen und aus den Fetzen eine einzige, leichte, behende, unglaublich gottlose Melodie wurde. Da blieb er erst stehen, und da sah er erst, indem er sich hinter dem großen Stamm einer Tanne verbarg und vorlugte, ein wie seltsames Schauspiel die Nacht hier in diesem verlassenem Winkel der Erde barg.

Wie Märchen meinte er erst vor sich zu sehen, lichtlose Gestalten, die in geisterhaften Rhythmen nach dem Spiel eines ebenso schattenhaften Wesens, das an einem Baum gelehnt den Bogen über die Saiten strich, tanzten; und dann wieder, im plötzlichen Aufleuchten des Lagerfeuers, das nur hell flackerte, brach die Buntheit und Farbenvielfalt und Schönheit dieser Welten hervor. Der Geiger dort im blauen Kittel, roter Weste und schwarzen Hosen, dazu die pechschwarzen Haare, lang in die Stirne und über die Ohren fast bis zur Schulter fallend; die tanzenden Gestalten hier, junge, blitzende Dirnen, denen die grünen und roten Tuchstücke lose um den nackten, arglos und sorglos bloß gelassenen Körper hingen, denen die funkelnden urtiefen Dunkelaugen so gut unter den schwarzen Brauen wie die schillernden Ringe in den bronzenen Ohren standen; bronzene, junge, lebendige Mädchenleiber beweg-

ten sich im spielenden Auf und Ab einer zierlichen ungekünstelten Tanzmusik; und um sie herum und zwischen ihnen hindurch sprangen ein paar Burschen, genauso bunt gekleidet, so von bronzener Farbe der Haut wie der melancholisch dreinschauende Geiger und die sich wiegenden, leise in sich singenden, sorglos spielenden Mädchengestalten.

Droben über dem allen aber standen die Sterne am reinen schwarzblauen Nachthimmel, sahen hernieder durch die Zweige der Bäume und gingen ohne Zürnen und Gram ihre Bahn, einer um den andern, und es war nichts Fremdes in diesem Augenblick, nichts was irgendwie störte oder dem frohen Taumel Einhalt tat. Auch nicht, als Grabbe wie träumend und ganz verloren, hinter seinem Baum hervorsprang, eine der Dirnen ergriff und sich mit ihr drehte nach dem losen glückseligen Spiel, sich drehte und drehte ... Er meinte, es müsse ewig so sein.

Aber mitten im Tanz dann, ohne selbst zu wissen warum, riß er sich los und lief hastig seitab durch den Wald und hörte nicht auf zu laufen, bis er, am Waldende fast, hinfiel und liegen blieb und einschlief.

Noch im Sprühn des ersten Tau's erwachend, im Aug noch die Bilder bunter Träume, fand er sich nackend im Moos. Im ersten Augenblick wie ein Tier erschreckt, richtete er sich auf und sah um sich. Da waren aber nur stille, von Schatten verhangene Bäume, durch deren Gezweig langsam der bleiche Morgen schlich; an deren Fuß allerlei Getier, gutes und böses, trunken im feuchten Moos taumelte; da waren nur die ersten Rufe eines Hähers, die wie mutwillige Friedensstörer sich gebärdeten; oder das flüchtige, nestsuchende Huschen eines Rehes; eines Hasen schnuppernde erste Morgenfährte; sonst die Welt hier wie unberührt und geheiligt. Grabbe meinte zu träumen; er glaubte nicht, was er sah und erhob sich.

Die braunen Glieder reckten sich und spannten die Muskeln. Mit tollen Sprüngen aus dem vermeintlichen Traum zu erwachen

bemüht, fand er sich nur immer nackter, nur immer beraubter, aber nicht freier, nicht ungebundener. Er sah sich, er spürte sich und sein Bloßsein mit jeder Faser, aber er war mißgestimmt und zornig gelaunt. Es drängte zwar mächtig in ihm zur Freude, aber es stand dem etwas im Weg: die Plötzlichkeit.

Mit der Behendigkeit eines Tieres kletterte Grabbe in die höchsten Zweige einer Buche, blieb dort sitzen und erwartete die Sonne, während er sann, wie es ihm gelänge, nach Hause zu kommen. Er sah, der er über den Bäumen hoch mitten in einem wallenden Meer saß, den Himmel mählich lichter werden, bis sich die letzten violetten Schleier hoben, bis der purpurrote Schein voraufschob und gewaltig brausend des Gottes lohender Wagen auffuhr. Im Nu war die Stille verdrängt, rasch schwanden auch im Westen die letzten Wolkenschleier der Nacht, und allseits unter Grabbes hohem Sitz begannen die Vögel ein schallendes Konzert. Das war der Morgen.

Grabbe stieg nieder. Er wollte in die Stadt gehen, er wollte nach Hause gehen; es war anders als so unmöglich. Obwohl auf der ersten belebten Landstraße junge Mädchen schreiend davonlaufen würden; obwohl, wo er ging, ihm das Entsetzen und die Entrüstung zur Seite sein würden. Er ging.

Aber nach den ersten Äckern wieder machte er Halt. Es waren Menschen da, denen die Entrüstung im Gesicht saß und die sich von ihm wegwandten. Grabbe hockte sich an den Straßengraben, auf die Stange eines Zaunes, mit dem Rücken der Straße zu, und ließ die Beine hängen und baumeln. Hinter ihm fuhren Karossen und gingen die Menschen, wenig zwar und nur in bestimmten Abständen. Vor ihm lagen Felder goldnen Getreides, zwischen den Halmen roter trunkener Mohn und blaue Kornblumen. Und im Ende der Wald.

Wie er so versunken saß, ganz in den heißen, spröden Geruch des Getreides verloren, spürte er plötzlich im Rücken einen leichten Stoß. Als er sich umwandte, stand der Pfarrer des Städtchens da, der ihn mit der Spitze seines Regenschirmes – der war des Pfarrherrn steter Begleiter – an den Rücken getupft hatte. Grabbe sprang

vom schwankenden Sitz und der Pfarrer, der erst enttäuscht den Dichter erkannte, fragte, wie es um seine Kleidung stünde. Indessen war er entrüstet und eilig am Weitergehn, als Grabbe ihn um seinen Mantel – den er selbst im Hochsommer trug – bat. Da war Grabbe mit einem lauten Auflachen mitten in das wogende, rauschende, knisternde Getreidemeer gesprungen, war darin untergetaucht und hatte sich wollüstig auf die leichten und geschmeidigen Halme geschmissen; und war so liegendeblieben in der glühenden Sonne, einsam und vom ferneilenden großen Treiben abgeschlossen, bis gegen Abend. Jetzt aber hart und unwirrsch in der Stimmung, mit einer leisen Erzürnung erhob er sich und trat rücksichtslos aus dem Feld auf die Straße und ging nach Hause. Die Straße war belebt; Ausflügler kehrten am Sonntagabend heim, bestaubt, langsam und voll Sehnsucht nach der gewohnten Bürgerlichkeit. Weiber mit großen Sträußen abgegriffenen Ginsters, der in seiner wundergelben Farbe mählich ermüdend verblutete, achtlos und dumm gerupfte Zweige von jungen Birken waren auf Hüte und in die Haare gesteckt; Männer, mit spitzen Stöcken, an denen der Staub haftete, mit Kniehosen und doch sehr spießerhaften Gesichtern, die sich bereits wieder auf die Stube und den gemütlichen Sessel freuten; Kinder, von Müttern mit Mühe vorwärtsgezerrt, die nicht stehen bleiben durften, wo sie erfreut einen Käfer entdeckten; denen man ihre Freude nach ein paar Blumen kurzweg mit dem Hinweis, man müsse nach Hause, abschnitt. Und diese Menschen alle plötzlich voll Erregung über den Nackten, rasch Eilenden, der alle überholte und alle ohne Beachtung beiseite ließ. Zorn und leidenschaftliche Wallung machten alle Schritte wieder rascher; Kinder deuteten auf den Fremden und ließen sich unbewußt schneller vorwärtsführen. Männer schwangen Stöcke; Weiber wandten sich ab; während die dem Nackten nächsten leise aufstöhnten.

Ohne daß er hätte achtgeben können, wie es geschah, sah sich Grabbe plötzlich umringt. So, daß er stehen bleiben und in Gesichter sehen mußte. Wohl hatte er singen gehört, aber er hatte es nicht beachtet und entsann sich dessen erst jetzt, als er viele junge Ge-